

Karl Czasny

DIE LETZTEN UNDINGE

**Eine erkenntniskritische Auseinandersetzung
mit der Angst vor dem Tod**

Inhaltsverzeichnis der ersten Leseprobe

Danksagung	1
Vorspann	2
1. Biographischer Hintergrund der Fragestellung	5

Danksagung

Der Autor bedankt sich bei Renée Schroeder, Universitätsprofessorin am Department für Biochemie der Max F. Perutz Laboratories und bei Adolf Holl für die Diskussion über einige der im folgenden Text formulierten Thesen. Oskar Negt, Prof. emer. für Soziologie an der Universität Hannover und Christoph Kardinal Schönborn sei gedankt für moralische Unterstützung bei den Bemühungen um eine Publikation des Manuskripts. Ein ganz besonderer Dank ergeht an Peter Heintel, Prof. emer. für Philosophie an der Universität Klagenfurt und an Paul M. Zulehner, Prof. emer. für Pastoraltheologie an der Universität Wien für die Abfassung von Publikationsempfehlungen.

Vorspann

Der vorliegende Text ist keine in kühler Distanz verfasste Monographie zum Thema 'Todesangst' sondern eine Auseinandersetzung mit meiner eigenen Angst vor dem Tod. Er stellt sich damit ein höchst privates Thema. Weil aber der Tod ein Faktum ist, mit dem wir alle konfrontiert sind, besitzt dieses auf den ersten Blick nur mich selbst betreffende Problem einen universellen Kern. Wenn es daher der folgenden Darlegung meiner einschlägigen Erfahrungen und Gedanken gelingt, einige wesentliche Aspekte jenes universellen Kerns zu erhellen, dann könnte sie trotz ihres sehr persönlichen Charakters auch für mögliche Leser von Interesse sein.¹

Wie jede andere Angst hat auch die vor dem Tod eine **psychologische** Komponente. Denn Angst ist ein wesentlicher Faktor unseres Triebhaushalts, und wenn die Psychologie dessen Struktur untersucht, dann fragt sie auch, wieso sich die Angst bei manchen Menschen mehr und bei anderen weniger auf das Objekt 'Tod' fixiert. Jene psychologische Dimension der Todesangst ist aber nicht mein Thema.

Neben der psychologischen hat die Angst vor dem Tod auch eine **soziologische** Komponente. Soziale Normen legen nämlich nicht nur fest, ob man bestimmte Ängste empfinden darf (oder: verdrängen muss) und in welcher Form es gestattet ist, empfundene Ängste in der sozialen Interaktion auszudrücken. Vielmehr sind auch die möglichen Gegenstände von Angst soziale Konstruktionen. Dies gilt in ganz besonderem Ausmaß für den Tod als potentielles Objekt von Angst. Man denke nur daran, wie stark die Todesangst durch bestimmte Bilder vom 'Jenseits' beeinflusst ist, und wie eng diese Bilder ihrerseits mit den durch Normen gesteuerten Strukturen des jeweiligen 'Diesseits' verknüpft sind. Besagte soziologische Aspekte der Todesangst sind jedoch ebenfalls nicht mein Thema.

Wenn die Angst vor dem Tod soziologische Komponenten zeigt, dann muss sie auch **ökonomische** Aspekte aufweisen. Denn das Gerüst der sozialen Normen, welches Institutionen wie Familie, Betrieb, Schule, usw. steuert, steht seinerseits in enger Wechselwirkung mit dem Regelsystem, das die von der Ökonomie analysierten komplexen Vorgänge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung lenkt. So wie die psychologischen und soziologischen Gesichtspunkte sind aber auch die ökonomischen Komponenten der Todesangst nicht Thema der anschließenden Reflexionen.

1 Da der universelle Kern meines Themas selbstverständlich auch alle Frauen betrifft, hoffe ich, dass Gleiches für mögliche Leserinnen gilt. Ich möchte aber den Umstand, dass dieser Text von einem Mann geschrieben ist, nicht mit einer geschlechtsneutralen Sprache verdecken und mache daher ganz bewusst keinen Gebrauch von der breiten Palette einschlägiger Formulierungsvarianten. Natürlich ist, wenn ich etwa von 'dem Gläubigen' spreche, auch die gläubige Frau gemeint - es handelt sich aber eben um den Blick eines Autors auf die Gläubige und nicht um den einer Autorin. In diesem Sinne ist es durchaus gewollt, wenn sich bei Leserinnen an der einen oder anderen Stelle dieses Textes Unbehagen über die fehlende Geschlechtsneutralität meiner Sprache regt. Es könnte Anstoß zu genauerem Nachdenken darüber sein, worin sich bei der jeweiligen Frage die weibliche von der männlichen Perspektive unterscheidet. Ich bin überzeugt, dass es diesbezügliche Unterschiede gibt, und dass sie von großer Bedeutung sind. Ihre Analyse ist aber nicht Aufgabe des vorliegenden Textes.

Gleich allen übrigen Einzelwissenschaften untersuchen die eben erwähnten Disziplinen ihre jeweiligen Gegenstände stets nur unter gewissen relativ eng abgesteckten Gesichtspunkten, wodurch eine Vielzahl einseitig verzerrter Weltansichten entsteht. In dieser Situation übernimmt die Philosophie die kompensatorische Aufgabe, die zentralen Tatbestände menschlicher Existenz im Rahmen einer umfassenderen, Fachgrenzen überschreitenden Betrachtungsweise zu analysieren. Es ist daher selbstverständlich, dass der Tod und die Angst vor ihm zu den zentralen Themen der **Philosophie** gehören. Weniger trivial ist die Feststellung, dass auch die **Erkenntnistheorie**, also jene Teildisziplin der Philosophie, welche unser Bemühen um Erlangung von Wissen reflektiert, Beiträge zum besseren Verständnis der Todesangst und Hilfestellungen beim Umgang mit ihr liefern kann. Worin diese Beiträge bestehen, ist nun kurz anzudeuten, denn genau sie sollen im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen.

Einzelwissenschaften wollen wissen, **was** ihr jeweiliger Gegenstand **ist** (Was ist Materie? Was ist eine soziale Institution? Was ist Angst? usw.), und auch Philosophie muss diese Fragestellung im ersten Ansatz beibehalten. Sie begnügt sich aber beim Versuch der Erweiterung des Blickwinkels nicht mit dem Vertiefen der einzelnen Betrachtungsperspektiven und horizontalen Schwenks zwischen ihnen, sondern geht in ihrem Streben nach umfassendem Verständnis der Dinge zu einer **Umkehrung** der Blickrichtung über: Ist diese bei allen Was-ist-Fragen vom Betrachter ausgehend auf die Gegenstände bzw. die Welt gerichtet, so fasst Philosophie stets auch das im 'toten Winkel' aller gegenstandsbezogenen Perspektiven verbleibende Subjekt der Betrachtungen ins Auge, reflektiert also auf die Beziehungen zwischen dem, was ist, und dem Menschen.

Wenn sie im Zuge dieser Überlegungen danach fragt,

- **wie** wir zu jenen Überzeugungen gelangen, die wir als 'Wissen' bezeichnen,
- **warum** wir nach Wissen streben, worin also der Sinn der 'Was-Ist-Fragen' besteht
- **wann** (unter welchen Bedingungen) echtes Wissen (sprich: Wahrheit) vorliegt,
- **wo** die Grenzen dessen, was wir wissen können, angesiedelt sind,
- **ob** es auch jenseits dieser Grenzen berechnete d.h. sinnvolle Überzeugungen gibt, und
- **welchen Kriterien** der Bewährung jene Überzeugungen unterliegen,

dann wird die Fragestellung der Erkenntnistheorie verfolgt bzw. ist die erkenntnistheoretische Perspektive in die philosophische Reflexion integriert.

Die Beschäftigung mit Tod und Todesangst in gegenstandsorientierter Perspektive² kann bloß deutlich machen,

2 Beachte: So wie die Naturwissenschaften praktizieren die mit dem Menschen selbst befassten Geistes- und Sozialwissenschaften eine primär gegenstandsbezogene Orientierung. Ihr besonderer Gegenstand ist eben der Mensch. Damit das auch hier im 'toten Winkel' stehende Subjekt der Forschung in den Blick gerät, bedarf es genau wie im Falle der Naturwissenschaften einer eigenen Anstrengung der Reflexion.

- unter welchen psychischen, sozialen und ökonomischen Randbedingungen sich welche Antworten auf die mit dem unausweichlichen Tatbestand des Todes verknüpfte Frage nach dem 'Danach' entwickeln,
- und welche Ausformungen bzw. Grade der Todesangst sich unter besagten Bedingungen mit den betreffenden Überzeugungen verknüpfen.

Erst in erkenntnistheoretischer Perspektive zeigt es sich, ob diese Überzeugungen mehr als bloße Hirngespinnste sind. Denn nur die erkenntnistheoretische Perspektive kann deutlich machen, ob bzw. in welchem Ausmaß bestimmte mit dem Tod verknüpfte Vorstellungen sinnvoll sind, ob bzw. inwieweit also die fallweise mit ihnen verbundenen Ängste berechtigt sind. Analoges gilt für die im Umgang mit jenen Ängsten entwickelten Argumente und Tröstungen sowie für die durch kontemplative Techniken erreichbaren Zustände erweiterten Bewusstseins, welche Versöhnung mit dem Tod versprechen. Alle einschlägigen Überzeugungen, Gedankengänge und Bewusstseinszustände sind nur im Rahmen erkenntniskritischer Reflexion daraufhin zu überprüfen,

- inwieweit sie mehr sind als die schon von Marx sehr zu Recht als *"Opium des Volkes"* verspotteten Tranquilizer,
- inwieweit sie also auch von Menschen akzeptiert werden können, die es wagen, ihrer Todesangst mit wachem Bewusstsein gegenüber zu treten.

Der nachstehende Text gliedert sich in **fünf Hauptkapitel**. Das erste davon enthält eine Skizze, die das Material meiner persönlichen Erfahrungen mit der Todesangst aufbereitet. Anschließend daran werden zwei Arten der Auseinandersetzung mit dem Tod aus erkenntnistheoretischer Perspektive beleuchtet: Kapitel 2 befasst sich mit einigen die Endlichkeit unseres Daseins betreffenden philosophischen Konzepten und Argumenten, während Kapitel 3 unterschiedliche Aspekte und Spielarten des religiösen Trosts untersucht. Das vierte Kapitel zieht einige aus den vorangehenden Überlegungen resultierende Konsequenzen für den Umgang mit den letzten Dingen. Im fünften Kapitel schließlich konfrontiere ich im Rahmen eines philosophischen Dialogs meinen in den vorangehenden Kapiteln entfalteten erkenntniskritischen Standpunkt mit der Position eines Gläubigen.

1. Biographischer Hintergrund der Fragestellung

Es wäre eine naive Überschätzung der Rationalität von Lebensläufen, wenn ich meine Biographie als eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Tod, oder gar als einen selbstgesteuerten Prozess der Reifung meiner Einstellung zum Tod beschreiben wollte. Besagtes Thema begleitet mich jedoch mit einer derartigen Beharrlichkeit, dass die Versuchung groß ist, meine Konfrontation mit dem Tod in Form einer **Entwicklungsgeschichte** zu erzählen. Ich kann dieser Versuchung nicht widerstehen und überlasse es dem Leser zu entscheiden, wie weit er die geschilderte Entwicklung für bare Münze nehmen, als Rationalisierung belächeln, oder einfach als eine am Leitfaden meiner realen Biographie entlang fabulierte Erzählung auffassen möchte, welche den Einstieg in die abstrakten philosophischen Reflexionen des folgenden Kapitels erleichtern soll. Wie jede solide biographische Skizze beginnt auch der vorliegende Text mit einer Rückblende auf die Kindheit des Protagonisten:

Kleine Kinder haben Fähigkeiten, von denen Erwachsenen nur träumen können. Ich zum Beispiel konnte mich, wenn ich wollte, mit einem gewaltigen Satz in den raumzeitlichen Mittelpunkt des Universums katapultieren, was ich vorzugsweise abends im Bett vor dem Einschlafen tat, und zwar sehr oft, denn es war ein herrliches Gefühl zwischen allen Räumen und Zeiten zu schweben.

Heute glaube ich zu wissen, dass diese Phantasie der privilegierten Stellung eines kleinen Supersonnenkönigs nur das auf die gesamte Welt projizierte Spiegelbild meiner realen Familienposition war. Denn als einziges Kind einer Kleinfamilie bildete ich deren Zentrum, auf das beide Elternteile ihre Liebe konzentrierten. Man sammelt in einer derartigen Konstellation viel Selbstvertrauen und damit Stärke für später, merkt aber doch recht bald, dass es in der großen Welt rauer zugeht als im heimeligen Familiennest und stellt irgendwann fest, dass man letztlich ziemlich alleine ist. Rückblickend kann ich sagen, dass mir dann auch bei jenem Gefühl des Alleinseins wieder so etwas wie eine Steigerung ins Unendliche gelang. Die bestand nun aber in der Vorstellung von unendlicher Einsamkeit. Sie hatte auch nicht die Form eines beliebig abrufbaren Phantasiebildes meiner Position im Universum, sondern wurde, wie ich mittlerweile erkannt habe, zum Bedeutungskern meines Begriffs von dem Nichts, das uns alle nach dem Tod erwartet.

Selbstverständlich macht bereits jedes Kleinkind seine Erfahrungen mit dem Alleinsein und so war das Gefühl von Einsamkeit auch Bestandteil meiner kindlichen Reise zum Mittelpunkt des Universums. Denn dieser vermittelte ja allein schon wegen seiner raumzeitlichen Sonderstellung dem dort angelangten Weltenspringer eine zwar privilegierte, jedoch singuläre Position, weshalb der abendliche Sprung zu dieser Position für mich immer auch etwas Unheimliches an sich hatte. Während aber der im Zentrum aller Räume und Zeiten schwebende Herr des Universums immer wieder zurückkehren konnte in die weniger privilegierten, dafür aber belebten Sphären unserer Welt, werden bei der Ankunft in dem von allem Leben entleerten Nichts keine Rückfahrkarten verteilt.

Wenn ich daher von meiner Todesangst spreche, dann meine ich nicht die Angst vor dem Vorgang des Sterbens bzw. vor den vielleicht damit verbundenen psychischen und physischen Schmerzen. Ich denke dabei auch weniger an die Furcht davor, dass etwas, das mir lieb ist (nämlich mein Leben), endet, als vielmehr an die Angst vor dem Beginn von etwas Neuem, das schrecklich ist und ewig dauert – mit anderen Worten: an die Angst vor dem Nichts, in das ich nach meinem Tod eingehen werde.

Als kleines Kind kannte ich diese Angst vor dem eigenen Totsein noch nicht, wohl aber die vor dem Tod der Eltern und vor dem damit verbundenen Ende des glückseligen Zustands liebevoller Geborgenheit. Ich erinnere mich etwa noch sehr gut daran, dass meine Mutter eines Tages schlafend auf dem Sofa lag, während ich daneben auf dem Fußboden spielte und immer wieder zu ihr hinauf sah, um mich zu überzeugen, dass sie tatsächlich nur schlief und nicht tot war. Ihr Ruhezustand wurde mir allmählich immer unheimlicher und ich fragte mich ernsthaft: "*Lebt sie noch?*" Schließlich ging ich dazu über, sie an verschiedenen Stellen ihres Körpers zu berühren, um zu testen, ob sie reagierte, also noch am Leben war. Dabei weckte ich sie natürlich auf. Sie war sehr ungehalten, da sie meinte, ich hätte ihr die Rast nicht gegönnt und sie nur geweckt, damit sie mit mir spiele. Ich aber schämte mich meiner offenbar unbegründeten Angst und getraute mich nicht, das Missverständnis aufzuklären. Auch Jahre später war jene Angst noch präsent. Ich schlief längst nicht mehr im selben Raum wie meine Eltern, konnte aber nachts, wenn alles ruhig war, durch die offenen Türen ihr Atmen hören. Oft lauschte ich ängstlich auf die Atemzüge und fragte mich bange, was wohl wäre, wenn dieses Atmen plötzlich zu Ende ginge.

Im Grunde hat also in meinem Fall die Angst des Erwachsenen vor dem eigenen Totsein dieselbe Wurzel wie die schon als Kind erlebte Angst vor dem Tod der Eltern, besteht doch der Ausgangspunkt beide Male in der Vorstellung einer radikalen Trennung von geliebten Menschen. Selbst tot zu sein ist aber natürlich viel schlimmer als das Totsein anderer zu betrauern. Denn das eigene Totsein ist ewig, während alles Trauern spätestens mit dem eigenen Tod endet. Die Trauer um meine Eltern ist sogar schon viel eher vergangen. Sie ist aber nicht gestorben, sondern nur allmählich eingeschlafen. Einmal im Jahr, wenn ich auf den Friedhof zu ihnen gehe, wacht sie wie auf Knopfdruck wieder auf. Ich stehe dann an ihrem Grab und weine. Es wurde im Laufe der Jahre zu einem richtigen Ritual, für das ich keine Zuseher gebrauchen kann, weshalb ich meinen jährlichen Friedhofsbesuch prinzipiell nie zu Allerheiligen absolviere.

Heute weiß ich, dass die Vorstellung meines eigenen Totseins als ein Nichtsein, für mich stets gleichbedeutend war, mit der Vorstellung ewigen Abgeschnittenseins von Liebe, Wärme und Licht. In meiner Jugend war mir das aber nicht klar. Ich registrierte nur die mit der Erwartung künftigen Nichtseins verbundene Beunruhigung. Sie war so groß, dass die übliche Strategie, den Gedanken an den eigenen Tod wegzuschieben, bei mir versagte. Es ist wohl kein Tag in meinem Leben vergangen, an dem ich diese furchtbare Aussicht nicht in der einen oder anderen Situation vor Augen hatte.

An sich ist ja die Kultivierung eines kontinuierlichen Bewusstseins von der Endlichkeit des eigenen Daseins kein Fehler. Nicht umsonst raten sämtliche Weisheitslehren, stets im Auge zu behalten, dass sich unser eigener Tod gleichsam als eine Art unsichtbarer Weggefährte immer ganz nahe neben uns befindet. Man könnte also sagen, dass ich es in der Weisheitsdisziplin des Bewussthaltens der kontinuierlichen Anwesenheit des eigenen Todes sehr weit gebracht habe. Mein Problem besteht nur darin, dass der mir allzeit präsente Tod nicht einen Schritt **neben** mir steht oder geht, sondern - eben wegen jener mit ihm verbundenen schrecklichen Perspektive ewigen Nichtseins - auf unangenehme Weise **in meinem Nacken** sitzt.

Ich will damit keineswegs sagen, dass mich der Schrecken dieser Perspektive kontinuierlich niederpresst, mir die Freude am Leben gänzlich vermiest, oder gar nimmt. Denn bei weitem nicht jeder Gedanke an den Tod schwemmt alle an das Nichts geknüpften Ängste mit voller Intensität ins Bewusstsein. Oft ist es eher nur die Erinnerung an vergangenes Erleben einschlägiger Bedrohungsgefühle und noch öfter wohl bleibt es beim Erinnern an solche Erinnerungen. Die Angst vor dem, was 'danach' auf mich zukommt, hat damit über weite Strecken den Charakter einer lästigen Assoziationsgewohnheit – ähnlich den immer wiederkehrenden Gedanken eines seine Ferien genießenden Schülers an die Begrenztheit dieser herrlichen Zeit. Es scheint mir also im Laufe der Zeit gelungen zu sein, die Angst vor dem Nichts im Zaum zu halten.

Allerdings hatte ich bei dieser Zähmung immer ein ungutes Gefühl: Wie war es möglich, etwas so Großes wie die Angst vor dem Ende des Daseins so klein zu kriegen, dass sie mit dem Unbehagen des Schulkindes angesichts der Endlichkeit seiner Ferien vergleichbar wird? So wie die Zähmung eines gefährlichen Wildtieres stets einen der Würde dieser Kreatur spottenden Vorgang darstellt, wurde doch auch die Reduktion meiner Angst vor dem Nichts auf eine bloße Missstimmung dem wahren Stellenwert des Objekts jener Angst für meine Existenz nicht gerecht. Oder war die Bedeutung dieses Angstobjekts nur scheinbar so groß? Vielleicht eine bloße Einbildung?

Diese Frage blieb lange Zeit ebenso offen wie die Frage, worin denn der eigentliche Schrecken des von mir so gefürchteten Nichts bestand. Ich hatte mir nämlich einen gänzlich abstrakten Begriff des 'Nichts' gebastelt, welcher an seiner mir bewussten Bedeutungsoberfläche nichts weiter als ein immer schon vorhandenes und ewig währendes, also gleichsam 'unschuldiges' Vakuum repräsentierte. In seinem tieferen Sinngehalt jedoch war dieser Begriff kein simples Abbild einer **unmittelbar vorgestellten Leere**, sondern eine durch mich selbst erzeugte **Konstruktion von Abwesenheiten**. Denn ich konnte ja den Gedanken an die jenes Nichts bildende Leere nur durch Abstraktion von der Fülle des Daseins fassen, das für mich neben den Situationen der Einsamkeit doch immer auch sehr viel Nähe, Liebe und Wärme umfasste. Und dieser gewaltsame, weil ausgrenzende Akt des Abstrahierens, durch den ich zu meinem Begriff des Nichts gelangt war, blieb an ihm unausgesprochen haften. Weil ich aber besagte Implikation die längste Zeit einfach nicht

sah, verstand ich auch nicht wirklich, was am Nichts so grauenvoll und angsterregend war.

Auf die Sprünge half mir erst ein Gespräch, im Zuge dessen mein damaliger Gesprächspartner seine Vorstellung vom Totsein darlegte. Tot zu sein hatte für ihn von klein auf so etwas Ähnliches bedeutet wie krank zu sein - nämlich, in einem Bett zu liegen und sich eigentlich recht wohl und geborgen zu fühlen, weil man selbst nichts tun muss und von den Eltern gepflegt wird. Meine erste Reaktion auf diese Mitteilung war hochmütig: Wie kindisch erschien mir diese Todesphantasie im Vergleich zu meinem hochabstrakten Begriff des Nichts. Als ich dann aber doch weiter über den Vergleich zwischen dem Totsein und dem Kranksein nachdachte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Auch mein Nichts war ja in Wirklichkeit gar nicht nichts. Es war ein bestimmter Ort, nämlich der, an dem ich sein würde, wenn ich dann tot wäre. Es hatte eine zeitliche Ausdehnung, denn es währte ewig. Und es besaß abgesehen von dieser formalen Struktur auch inhaltliche Bestimmungen, war es doch jenes Gefängnis, in dem ich einst von allem, was ich am Leben liebte, getrennt sein würde.

Wie die Todesvorstellung jenes Gesprächspartners hatte also auf versteckte Weise auch die meine einen sehr konkreten und deshalb nicht weniger **lächerlichen** Inhalt: Totsein als ewig dauernde, unendliche Einsamkeit; das Nichts als Ort einer **eiskalten Hölle**, die keine Strafe für Sünder ist, sondern ein nüchterner und doch entsetzlicher Preis, den jeder Tote für seinen einstigen Genuss des Lebens zahlt; das Nichts als das Fehlen anderer Menschen, und damit als pures Gegenteil der Höllenvision von Sartre, der in dem Stück 'Geschlossene Gesellschaft' einen Schauspieler sagen lässt, "*die Hölle, das sind die anderen*", also die zwar ausweglos mit mir verstrickten, letztlich kommunikationsunfähigen, aber doch immerhin anwesenden Mitmenschen.

Bei noch weiterem Grübeln über das Nichts wurde mir schließlich klar, dass man es überhaupt nicht anders denken kann als in dem lächerlichen, weil paradoxen Modus einer bestimmten Art des Seins. Denn 'etwas denken' heißt ja stets, es in jene Muster zu pressen, mit deren Hilfe wir unsere Erfahrungen ordnen. Umgekehrt sind diese Muster nur dazu da, Erfahrungen zu ordnen und verwandeln deshalb alles, was man beim Denken in sie hineinpresst, in einen potentiellen Gegenstand der Erfahrung, das heißt in etwas, von dem wir dann sagen können, dass es so oder so **ist** – etwas, das ist, ist aber immer eine bestimmte Art von Sein. Und tatsächlich hat ja das Nichts zumindest ansatzweise so etwas wie eine Erfahrungsbasis. Ein Stück weit machen wir dauernd Erfahrungen mit ihm. Jedes bewusste Erleben eines 'Nie mehr' - nie mehr diesen oder jenen Menschen sehen, weil er tot oder aus meinem Leben getreten ist, nie mehr ein Kind, ein junger Mann oder eine junge Frau sein - all diese Nie-mehr-Erfahrungen speisen unser Denken des Nichts. Und aller Abschiedsschmerz, der sich in den vielen Nie-Mehr-Erfahrungen unseres Lebens angesammelt hat, legt sich um den auf ihrer Basis konstruierten Begriff des Nichts als dem Ort und der Seinsweise des Totseins. Da wir diese letzte Station unseres Weges aber erst in Zukunft erreichen werden, mischt sich in jenen Abschiedsschmerz Angst, haben

wir doch alle im bisherigen Verlauf unseres Lebens gelernt, uns vor künftigen Schmerzen zu fürchten.

Man fühlt sich immer etwas entlastet, wenn man erkennt, dass bzw. wie das Erleben von Bedrohungen mit den Funktionsmechanismen des eigenen 'Apparats' zur intellektuellen und emotionalen Verarbeitung von Erfahrungen zusammenhängt. Denn diese Einsicht verschiebt den Blick von an sich vorhandenen Gefahren auf subjektiv erzeugte Angsterlebnisse. Damit ist zwar noch lange nicht gesagt, dass die jeweils erlebten Bedrohungen nicht auch objektiv vorhanden sind. Es ist aber zumindest gezeigt, dass besagte Angsterlebnisse nicht mit dem tatsächlichen Vorhandensein der fraglichen Bedrohungen verwechselt werden sollten.

Im vorliegenden Fall des Verstehens der Gründe meiner Angst vor dem Nichts war noch größere Entlastung zu erwarten, da diese Einsicht nicht bloß aufzeigte, dass bzw. wie jene Angst subjektiv erzeugt war. Sie enttarnte darüber hinaus das von meinem intellektuell-emotionalen Apparat konstruierte Objekt der Angst - das Nichts, das nicht nichts war - als ein **Un-Objekt**, in der Art eines eckigen Kreises, oder des berühmten Escher Bildes, in dem eine stetig aufsteigende Treppe an ihre unterste Stufe zurückführt. Das Verstehen dieser Abweichung meiner Vorstellung des Nichts von den Grundgesetzen logischen Denkens war daher nicht nur angstlösend, sondern nahm meinem Nichts auch seine Aura der Unheimlichkeit und des **Grauens**. Denn Grauen ist ja immer 'namenlos' und damit nie etwas anderes als Angst, die ihr Objekt nicht dingfest machen kann. Die Einsicht, dass es prinzipiell unmöglich ist, den Gegenstand meiner Angst auf schlüssige Weise zu denken, war damit für mich in gewisser Weise ein erkenntnistheoretisches Gegenstück zu den apokalyptischen Visionen des Alten Testaments: Während letztere die Funktion hatten, der Furcht der Gläubigen vor den Grenzen ihres Daseins ein Objekt zu geben und damit namenloses Grauen vor dem Todsein in eine benennbare Angst zu verwandeln, machte die eben erläuterte Einsicht die konstruktiven Mängel meines Angstobjekts deutlich und gab damit mein Grauen der Lächerlichkeit preis.

Tatsächlich trat, wie ich rückblickend meine, im Gefolge besagter Einsicht eine weitere Beruhigung meiner ohnehin leidlich gezähmten Angst vor dem Todsein ein. Ich dachte zwar nicht viel seltener als zuvor an den Tod, tat dies aber mit noch größerer Gelassenheit – nicht wirklich klüger oder gar weiser, aber vielleicht etwas weniger naiv. Die Einsicht, dass das gefürchtete Nichts kein in seiner Gefährlichkeit achtbarer Gegner sondern bloß eine verhatschte Fehlprojektion meines eigenen Denkens und Fühlens war, verlieh dem würderaubenden Akt seiner Zähmung nachträglich eine gewisse Berechtigung und eröffnete sogar eine ganz neue Perspektive für den Blick auf mein Leben: Wenn das Nichts kein Ding war und daher weder Zeit- und Ortskoordinaten besaß, dann fehlten ihm neben der raumzeitlichen Unendlichkeit auch Anfang und Ende. Hatte aber das Nichts keinen Anfang, dann endete auch mein Leben nicht dort, wo das Nichts vermeintlich beginnen sollte, dann war womöglich auch mein Leben kein den Schulferien vergleichbares Ding mit Anfang und Ende. Dann, ...

So hoffnungsvoll gestalteten sich die Aussichten für meine weitere spirituelle Entwicklung, als vor einigen Jahren ein Ereignis eintrat, welches mir zeigte, wie beschränkt der Erfolg der reflexiven Auflösung meiner Todesangst war: Ein enger Freund, der seit Jahren immer wieder unter schweren Depressionen litt, bat mich zu einem Treffen, bei dem er mir mitteilte, dass er nun keinen anderen Ausweg mehr für sich sehe, als den Selbstmord. Er habe bereits alles geplant und wolle sich in den nächsten Tagen vor einen U-Bahnzug werfen. Ich argumentierte in diesem Gespräch, das unser letztes sein sollte, im Gegensatz zu früheren Unterredungen nicht mehr für das Leben, sondern versuchte bloß, ihn von der gewählten schrecklichen Todesart abzubringen, die einen völlig unbeteiligten Menschen, nämlich den U-Bahnfahrer, zum ungewollten Vollstrecker macht. Ferner gestand ich ihm, dass sich in mir bei dem Gedanken an seinen nun offenbar unmittelbar bevorstehenden letzten Schritt ein Gefühl unbeschreiblichen **Grauens** einstelle, wobei sich dieses Grauen nicht auf die von ihm gewählte Todesart beziehe, sondern darauf, was danach mit ihm geschehe.

Da war es also plötzlich wieder, das Grauen vor dem Nichts, und zwar in einer nie zuvor erlebten Intensität. Und weniger denn je war dieses Nichts, das nun meinen Freund verschlingen würde, ein bloßes Nichts. Als meine Eltern starben, hatte ich keine derart beklemmenden Gefühle verspürt. Ihr Sterben war das 'klassische' Sterben von alten, kranken Menschen: ein Zu-Ende-Gehen, ein passives Erleiden, ja eine Erlösung. Nun aber saß mir einer gegenüber, der sein Sterben als aktiven, höchst gewaltsamen Schritt vollziehen wollte. Und mit dieser Vorstellung eines **Schrittes** stand unweigerlich auch dessen **eigentliches Ziel** vor meinen Augen. Denn der geplante Schritt war nicht nur einer vom U-Bahnsteig auf die Geleise sondern führte vom Leben ins Nichts und verlieh diesem damit für mich plötzlich und unabweisbar wieder eine Ortsbestimmung. Mit dem Ort war aber sofort auch wieder die Zeitlichkeit des Nichts als eine Ewigkeit im Spiel und mit der raumzeitlichen Verortung des Nichts auch all seine übrigen, meine Angst erregenden Eigenschaften: die völlige Abwesenheit von Leben, Wärme und Licht.

Mein Freund hat den schrecklichen Schritt dann doch nicht gesetzt, sodass ich mich bald wieder von meiner Beklemmung erholen konnte. Ich habe aber aus dieser beunruhigenden Erfahrung den Vorsatz mitgenommen, jene Mechanismen des intellektuell-emotionalen Apparats, denen es offenbar bei gegebenem Anlass weiterhin gelingt, das Nichts als eine Grauen erregende Schimäre vor mir aufzubauen, mit noch größerer Genauigkeit als bisher zu durchleuchten. Ich möchte damit das Nichts nicht gänzlich abschütteln, sondern bloß lernen, es wirklich als Nichts zu denken, was keinesfalls heißt, es **nicht** zu denken. Denn das würde nur darauf hinauslaufen, die selbstkonstruierte Schimäre beiseite zu schieben und damit den Kopf in den Sand zu stecken vor all jenen beängstigenden Gefühlen von Einsamkeit und Trauer, die sich an sie geheftet haben.

Das Nichts als Nichts zu denken, kann sinnvollerweise nur zweierlei meinen:

Zum einen bedeutet es, ihm mittels **Negation** zu begegnen, denn jeder Versuch einer ausschließlich positiven Annäherung macht es, wie zuvor ausgeführt, unweigerlich zu einem

Un-Ding. Negation des Nichts schließt jedoch eine positive Begegnung nicht völlig aus. Es gilt nämlich im ersten Schritt zu akzeptieren, dass mein Denken und Fühlen an den Grenzen meiner Existenz Schimären konstruiert. Ich muss ihm ja bei dieser Tätigkeit zusehen, um verstehen zu lernen, wieso es sich so seltsam verhält und wie es dabei vorgeht, damit ich schließlich die von ihm erzeugten Fehlkonstruktionen begründet zurückweisen kann. **Zum anderen** bedeutet das Denken des Nichts als Nichts, diesen gleichsam 'von außen her' an die Grenze meiner Existenz und damit auch meines Denkens heranreichenden Pseudo-Gegenstand im Kontext der an der 'Innenseite' jener Grenze angesiedelten Pseudo-Gegenstände, wie etwa 'mein Leben', 'meine Welt', 'meine Seele' zu denken. Zwischen den genannten 'Gegenständen' bestehen nämlich vielerlei wechselseitige Verweisbeziehungen, was zur Folge hat, dass die isolierte Annäherung an nur einen davon ein verzerrtes und unvollständiges Bild von der Gesamtsituation im Grenzbereich meiner Existenz ergeben würde.

Wenn überhaupt, wird es mir wohl nur im Zuge einer ausgedehnten Erkundungstour durch jenen Grenzbereich gelingen, die versteckten Implikationen der im Prinzip längst eingesehenen Endlichkeit meines Denkens ans Licht zu bringen. Vielleicht werde ich gleich einer Grenzpatrouille noch des Öfteren Streifengänge durch besagtes Niemandsland absolvieren müssen, um mich der Wiederauferstehung von begrifflichen Ungeheuern, wie einem mich einst verschlingenden und gefangen haltenden Nichts, zu stellen. Die folgenden Abschnitte dieses Textes werden den dabei einzuschlagenden Weg an der Grenze erkunden, damit ich ihn bei Bedarf wieder begehen kann. Die im Zuge dieser Erkundung zu setzenden Markierungen repräsentieren aber keine in Stein gemeißelten Grenzzeichen, sondern wollen bei jeder neuerlichen Begehung des Weges durch Nachdenken bestätigt oder modifiziert werden.